

Michael Brie/Jörn Schütrumpf

Rosa Luxemburg

Eine revolutionäre Marxistin
an den Grenzen
des Marxismus



Michael Brie/Jörn Schütrumpf

Rosa Luxemburg

Eine revolutionäre Marxistin an den Grenzen des Marxismus

Dr. Michael Brie ist Vorsitzender des Wissenschaftlichen Beirats der Rosa-Luxemburg-Stiftung. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Theorie und Geschichte des Sozialismus und Kommunismus. Zu seinen jüngsten Veröffentlichungen gehören »Lenin neu entdecken. Dialektik der Revolution und Metaphysik der Herrschaft« und »Sozialist-Werden. Friedrich Engels in Manchester und Barmen 1842–1845«.

Dr. Jörn Schütrumpf ist Leiter der Fokusstelle Rosa Luxemburg am Historischen Zentrum der Rosa-Luxemburg-Stiftung. Er gibt die Schriften von Paul Levi heraus. Zu seinen jüngsten Veröffentlichungen gehört: »Spartakusaufstand: Der unterschlagene Bericht des Untersuchungsausschusses der verfassunggebenden Preußischen Landesversammlung über die Januar-Unruhen 1919 in Berlin«.

Michael Brie/Jörn Schütrumpf

Rosa Luxemburg

Eine revolutionäre Marxistin
an den Grenzen des Marxismus

Eine Veröffentlichung der
Rosa-Luxemburg-Stiftung

VSA: Verlag Hamburg

www.vsa-verlag.de

www.rosalux.de

Das Foto auf dem Umschlag und die Fotos im Bildteil nach Seite 88 sind aus dem Archiv der Rosa-Luxemburg-Stiftung.



Dieses Buch wird unter den Bedingungen einer Creative Commons License veröffentlicht: Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivs 3.0 Germany License (abrufbar unter www.creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/legalcode). Nach dieser Lizenz dürfen Sie die Texte für nichtkommerzielle Zwecke vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen unter der Bedingung, dass die Namen der Autoren und der Buchtitel inkl. Verlag genannt werden, der Inhalt nicht bearbeitet, abgewandelt oder in anderer Weise verändert wird und Sie ihn unter vollständigem Abdruck dieses Lizenzhinweises weitergeben. Alle anderen Nutzungsformen, die nicht durch diese Creative Commons Lizenz oder das Urheberrecht gestattet sind, bleiben vorbehalten.

© VSA: Verlag 2021, St. Georgs Kirchhof 6, 20099 Hamburg
Druck und Buchbindearbeiten: Beltz Grafische Betriebe GmbH, Bad Langensalza
ISBN 978-3-96488-103-8

Inhalt

Vorwort	11
Kapitel 1	
Zeige uns das Wunder! Wo ist dein Wunder?	17
Im Gefängnis – bei sich und der Welt	28
Das Wahr-Sprechen	30
Freiheit ist immer die Freiheit der Anderen	33
Kapitel 2	
Die vernichtete Autorität von Engels und Kautsky	36
Wir sind wieder bei Marx – aber bei welchem?	36
Maximal- und Minimalprogramm	38
Abrechnung mit dem »Ersatz-Marxismus«	40
Das Unverständnis für die eigene Situation	44
Kapitel 3	
Die »fertige Marxistin« und die polnische Frage	47
Die Gründung der polnischen Sozialdemokratie und ihre zwei Flügel	47
Rosa Luxemburgs Dissertation zum Kapitalismus im russisch besetzten Teil Polens	58
Noch einmal die polnische Frage – 1908/09	63
Kapitel 4	
Die Konzipierung revolutionärer Realpolitik um die Wende zum 20. Jahrhundert	67
Bernstein: Das Ziel ist mir nichts	68
Die Strategie der SPD von 1891	70
Bernsteins Provokation: Theorie und Praxis im Widerspruch	73
Bernsteins Totalrevision des Marxismus	76
Luxemburgs Begründung revolutionärer Realpolitik als Einheit von Marxismus und Sozialismus	80

Kapitel 5

Der Fall Millerand – Regierungsbeteiligung von Sozialisten

als Testfall von Theorie und Strategie	89
Der Stein des Anstoßes	89
Die Leerstelle zwischen marxistischer Theorie und sozialistischer Praxis	92
Die Formulierung des Problems durch Rosa Luxemburg	95
Kapitalismus und Klassenstaat	97
Der bürgerliche Staat als Mauer zwischen Kapitalismus und Sozialismus	99
Sozialistische Politik im bürgerlichen Staat	102
Der Kampf um Demokratisierung der Demokratie und die Frage der Gewalt	106
Ein Fazit	109

Kapitel 6

Das elektrische Zeitalter der Plötzlichkeiten –

die Russische Revolution von 1905 als Wendepunkt

111

Generalstreik, Organisationsdebatte und politische Führung –
Ansätze eines neuen Konzepts

111

Die erste Russische Revolution – Lehrstunde der Geschichte

119

Die Niederlage als Weg zum Sieg

127

Freiheit für den Feind

129

Kapitel 7

In der Defensive (1907–1917)

131

Die SPD am Kreuzweg

131

Wider den Nichts-als-Parlamentarismus

134

Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs

141

Kapitel 8

Das imperialistische Zeitalter und die Akkumulation des Kapitals

147

Die Vorgeschichte von Luxemburgs Akkumulationstheorie

147

Gesellschaft als kultureller Organismus

151

Kapitalismus als eine unmögliche Weltform

153

Politökonomische Fundierung einer neuen Strategie

162

Kapitel 9

Die Schrift »Zur russischen Revolution« von 1918 – eine Symphonie des demokratischen Sozialismus 165

Der erste und der vierte Satz von Luxemburgs Symphonie 169

Ihre Kritik an den Bolschewiki:

Zu wenig Sozialismus, zu wenig Demokratie 172

Die erhoffte Harmonie der Kontrapunkte: Sozialismus und Freiheit 175

Kapitel 10

Zwischen Sozialdemokratie und Bolschewiki 178

Revolution in Russland – eine alternative Strategie 187

Wie die Bolschewiki die Revolution »gewannen«
und Luxemburgs Alpträume wahr wurden 191

Kapitel 11

Die Novemberrevolution – auf dem Wege zu einem Neubeginn 201

Sozialismus als Tagesaufgabe 201

Die programmatische Erneuerung und die Gründung der KPD 210

Kapitel 12

Verachtet, bewundert – aber auch unverzichtbar? 222

Literatur 235

Freiheit ohne Gleichheit ist Ausbeutung.

Gleichheit ohne Freiheit ist Unterdrückung.

Solidarität ist die Quelle von Freiheit und Gleichheit.

»Der Kommunismus [...] – der Teufel hole seine Praxis, aber Gott erhalte ihn uns als konstante Drohung über den Häuptern jener, so da Güter besitzen und alle andern zu deren Bewahrung und mit dem Trost, dass das Leben der Güter höchstes nicht sei, an die Fronten des Hungers und der vaterländischen Ehre treiben möchten. Gott erhalte ihn uns, damit dieses Gesindel, das schon nicht mehr ein und aus weiß vor Frechheit, nicht noch frecher werde, damit die Gesellschaft der ausschließlich Genussberechtigten, die da glaubt, dass die ihr botmäßige Menschheit genug der Liebe habe, wenn sie von ihnen die Syphilis bekommt, wenigstens doch auch mit einem Alpdruck zu Bette gehe! Damit ihnen wenigstens die Lust vergehe, ihren Opfern Moral zu predigen, und der Humor, über sie Witze zu machen!«

Karl Kraus (1920a: 5)

Luxemburgs »im tiefsten ausgeglichene Seele kannte keine Scheidungen und Wände. Ihr war das All ein lebendiger Prozess des Werdens, in dem nicht Hebelkraft und Sauerstoffbehälter das Walten der Natur ersetzen können, in dem das Kämpfen, Ringen, Streben der Menschen, in dem der große Kampf, der dem einzelnen, der den Geschlechtern, der den Ständen, der den Klassen obliegt, die Form des Werdens ist. In der sie darum nicht wollte, dass keiner kämpfe, weil alles von selber werde; in der sie den lebendigsten Kampf wollte, weil er die lebendigste Form des Werdens ist.«

Paul Levi (1969: 130)

Vorwort

Die politische Linke hat es selten verstanden, ihre abstrakten Ideen von Freiheit und Emanzipation sowohl des Einzelnen als auch der Gesellschaft so darzulegen, dass sie für Außenstehende verständlich und vor allem attraktiv geworden wären. Häufig versuchte die Linke diesen Mangel auszugleichen, indem sie sich ihre eigenen Absichten von Freiheitskämpfern aus vorvergangenen Zeiten bezeugen ließ.

Erinnert sei an Spartakus, der 1916 eher zufällig zum Paten der von Rosa Luxemburg, Leo Jogiches, Franz Mehring und Karl Liebknecht geführten revolutionären Bewegung wurde, an die Brüder Gracchus, an Thomas Müntzer und Tommaso Campanella, an Jacques Roux, Gracchus Babeuf, Robert Owen, Friedrich Engels, Michail Bakunin, Ferdinand Lassalle und Pjotr Kropotkin. Später wählte man auch Zeitgenossen: August Bebel und Clara Zetkin, Wladimir Iljitsch Lenin und Augusto César Sandino, Leo Trotzki, Jossif Stalin und Mao Tse-tung, Patrice Lumumba, Hô Chí Minh und Frantz Fanon. Kommt man heute zu Demonstrationen, egal wo auf der Welt, ist von ihnen allen nur noch wenig zu sehen.

Bis auf einige Ausnahmen. Einer, der fast immer dazugehört, aber gleichsam über allem schwebt und deshalb oft nicht erwähnt wird, ist ein deutscher Jude: Karl Marx aus Trier. Neben ihm sind es nur noch drei Menschen, deren Bilder fast überall gezeigt werden: das einer polnischen Jüdin, die in Deutschland ermordet wurde, das eines Argentiniers, der 1967 in Bolivien zusammen mit seiner deutschen Freundin in die Fänge seiner Mörder geriet, sowie das eines Italieners, den Benito Mussolini nach mehreren Jahren Kerkerhaft 1937 zum Sterben freiließ: Rosa Luxemburg, Ernesto Che Guevara und Antonio Gramsci.

Alle drei stehen nicht nur für die so seltene Einheit von Wort und Tat. Sie stehen auch für ein eigenständiges Denken, das sich keiner Doktrin, geschweige denn einem Apparat unterordnete. Und: Alle drei haben ihre Überzeugungen mit dem Leben bezahlt, wobei sie nicht von den Feinden aus dem eigenen, sondern von denen aus dem feindlichen Lager zu Tode gebracht wurden, was im 20. Jahrhundert keineswegs die Regel war.

Rosa Luxemburg und Antonio Gramsci hatten darüber hinaus noch etwas anderes gemeinsam: Sie gerieten nie in die Situation, selbst staatliche Macht ausüben zu müssen, noch gar sich und ihre Namen mit der Beteiligung an einer diktatorischen oder gar totalitären Herrschaft zu beflecken. Der Sozialdemokratin und – nicht ganz freiwilligen – Mitbegründerin der Kommunistischen Partei Deutschlands Rosa Luxemburg blieb Stalins Aufstieg erspart; sie wurde im Januar 1919 von einem Reichwehrsoldaten mit einem Gewehr-

kolben zusammengeschlagen und anschließend, weil sie noch lebte, von einem Reichswehroffizier erschossen. Der Sozialdemokrat und Mitbegründer der Italienischen Kommunistischen Partei Antonio Gramsci saß in seiner Heimat ab 1928 im Gefängnis, bis er lebensgefährlich erkrankte. Nur Ernesto Che Guevara regierte einige Zeit als Spitzenpolitiker, im revolutionären Kuba, wo es ihn – den Partisanen – aber nicht lange hielt.

Che Guevara beflügelt bis heute die Fantasie der Jugend und Gramsci beeindruckt seit Jahrzehnten vor allem Intellektuelle. Von Rosa Luxemburg jedoch, der Vielschichtigsten von den Dreien, kennen die meisten nur noch den Namen und das Schicksal, nicht aber ihr Denken und nicht ihr Werk – und falls doch, dann meist lediglich als Karikatur.

Der mit Verrat und Verleumdung, Entwürdigung und Entmündigung, Folter und Mord beladene Sozialismus des 20. Jahrhunderts lastet wie ein Alb auf den Hirnen der Lebenden, bietet aber zugleich oft übersehene Chancen: Heute ist, anders als vor 1917, Sozialismus keine vage Idee mehr. Es liegen 70 Jahre Praxis vor, aus denen sich nicht nur lernen lässt, wie man die Idee des Sozialismus nachhaltig diskreditiert, sondern auch, was Sozialismus keinesfalls ist. Zugleich kann klarer werden, was er sein könnte und sein sollte.

Ein Alb, gewiss – allerdings einer, der produktiv gemacht werden kann: für jene, die an dem Imperativ festhalten, »*alle Verhältnisse umzuwerfen*, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist« (MEW Bd. 1: 385). Ganz gleich, wie die politische Linke zu den 70 Jahren »realsozialistischer« Praxis steht – die Linke, und zwar als Ganze, kann über Gulag, Mauer und Stacheldraht nicht einfach hinweggehen. Zumindest so lange, wie sie nicht begreift, dass ein Alb nur durch systematische und immer wieder vollzogene Konfrontation mit seinen einzelnen Inhalten, aber nie durch eine Verdrängung aufzulösen ist. Dazu reicht es nicht aus zu wissen, was geschehen ist – diese Fragen haben die Historiker längst beantwortet. Es geht um das Warum und das Wie und nicht nur um das Wer, Was und Wann.

Statt aus den Jahren der Macht und des Machtwahns neue Maßstäbe zu gewinnen, um an ihnen jeden eigenen Schritt, jede eigene Entscheidung zu messen und so, langsam, zu einer neuen Vorstellung vom Sozialismus zu gelangen, behandelt die politische Linke ihre Altvorderen oft wie arme Verwandte, die ihr nur peinlich sind; nicht begreifend, dass so die einzige real bestehende Chance ausgeschlagen wird. Nicht um Absolution zu erlangen, sondern um einen Weg in eine nachkapitalistische Gesellschaft freizulegen. Mit gepflegter Geschichtsvergessenheit bleibt man allenfalls Gefangener der Vergangenheit und wird statt zum Analytiker zum Fall für denselben.

Der Sozialismus des 20. Jahrhunderts nützt allen politischen Kräften außer einer: der politischen Linken. Deshalb hat sie als einzige ein Interesse, die po-

litisch im 20. Jahrhundert verharrende Gesellschaft endlich ins 21. Jahrhundert zu führen – nicht zuletzt indem sie zu einstigen Tugenden zurückfindet, denen in den Folterkellern ebenso wie bei Parteitagssinszenierungen jeglicher Sinn geraubt wurde: zu Ehrlichkeit gegenüber dem eigenen Tun in Vergangenheit und Gegenwart; zur Unverstelltheit des eigenen Denkens, gerade auch dann, wenn es unbequem wird; zu Lauterkeit, auch und gerade gegenüber dem Gegner. Mit Verschlagenheit lassen sich allenfalls Diktaturen errichten, zur Emanzipation von Ausbeutung und Unterdrückung wird mit ihr und durch sie aber niemand ermutigt.

Rosa Luxemburg wäre das alles nicht passiert. Die kleine Polin aus Zamość hätte sich von diesem Alb längst freigemacht – so wie sie schon 1917/18 zu den Ersten zählte, die die aufziehende Katastrophe zu analysieren suchten: in ihren Arbeiten über die Russische Revolution.

In diesem Buch wird der Versuch unternommen, an dieser Frau und ihrem Werk Interesse zu erwecken – an einem der ungewöhnlichsten Menschen, der je auf Seiten der europäischen Linken stand. An einer Frau, die es ablehnte, wegen ihres Geschlechtes bevorzugt behandelt zu werden, da sie wusste, dass solches Verhalten nur darauf abzielte, die Verweigerung von Gleichberechtigung zu legitimieren. An einer Denkerin, die Gleichheit in Freiheit und Solidarität erstrebte – ohne das eine gegen das andere auszuspielen. An einer Frau, die vieles von dem hatte, was die politische Linke heute erst wieder erlernen muss. Es ist deshalb unumgänglich, dass dieses Buch Luxemburg selbst mit längeren Zitaten immer wieder selbst zu Worte kommen lässt.

Im widersprüchlichen Ganzen des Werks von Luxemburg liegt unseres Erachtens die Wahrheit und nicht in diesem oder jenem ihrer Sätze. Und diese Wahrheit ist konkret, reibt sich an den realen Gegensätzen, ist mit diesen behaftet. Luxemburg wollte emanzipatorische Handlungsfähigkeit in zunehmend finsternen Zeiten herstellen. Sie kämpfte dabei gegen Ohnmacht und Verzweiflung an, zeigte auf, wo Möglichkeiten entstanden, dass die Arbeiterinnen und Arbeiter, die Massen, wie sie es nannte, im eigenen Interesse, ausgehend von eigenen Einsichten, mit selbst geschaffenen Formen der Organisation ihre Angelegenheiten in die eigenen Hände nehmen können. Zur konkreten Wahrheit gehört auch, dass durch diesen unbändigen Willen Luxemburgs, solidarische Emanzipation zu befördern, auch die Fesseln erkennbar werden, die überkommene Denk- und Verhaltensweisen, Organisationsstrukturen und Kulturen darstellen. Es wird deutlich, wie schwierig es ist, neue zu schaffen. Ihr eigener letzter großer Versuch, die Gründung der Kommunistischen Partei Deutschlands, legt davon Zeugnis ab.

Rosa Luxemburg war weder vor allem Theoretiker wie Karl Marx noch Parteiführer wie August Bebel oder Wladimir Iljitsch Lenin. Sie wirkte vor allem

journalistisch und als Rednerin. Wie sie auf einem Parteitag der SPD ausführte: »[...] das einzige Gewaltmittel, das uns zum Siege führen wird, ist die sozialistische Aufklärung der Arbeiterklasse im alltäglichen Kampfe« (GW 1.1: 239). Zwar hat sie wissenschaftliche Werke hinterlassen wie ihre Dissertation und ihre ökonomischen Schriften. In der polnischen Sozialdemokratie war sie auch als Parteiführerin aktiv und wurde Ende 1918 zu einer Gründerin der KPD. Der Schwerpunkt ihrer Arbeit aber waren das geschriebene und das gesprochene Wort zu den Arbeiterinnen und Arbeitern. Sie wollte sie direkt erreichen und zum eigenen Handeln motivieren, ihnen helfen, auf der Höhe der Zeit zu agieren. Dem entsprach auch ihre Vorstellung von Führung: Es drückt ihr Selbstverständnis aus, wenn sie sagte, dass es nicht die Aufgabe einer sozialistischen Partei sei, per Kommando Massenhandeln auszulösen: »[...] Pflicht ist nur, jederzeit unerschrocken »auszusprechen, was ist« (immer wieder zitiert sie diese Worte von Ferdinand Lassalle – d. Autoren), d.h. den Massen klar und deutlich ihre Aufgaben im gegebenen geschichtlichen Moment vorzuhalten, das politische Aktionsprogramm und die Losungen zu proklamieren, die sich aus der Situation ergeben« (GW 4: 289). Sie fügte hinzu: »Die Sorge dafür, ob und wann die revolutionäre Massenerhebung sich daran knüpft, muss der Sozialismus getrost der Geschichte selbst überlassen.« (Ebd.)

Luxemburgs Leben wurde jäh beendet. Sie wurde Opfer protofaschistischer Kräfte, losgelassen auf die Spartakisten von der rechten Führung der SPD. Sie war zu diesem Zeitpunkt noch keine 48 Jahre alt und konnte weder ihr Leben noch ihr Lebenswerk vollenden. Ihr Suchprozess nach einer demokratischen, emanzipatorischen, sozialistischen Alternative zu Imperialismus, Kolonialismus und Krieg blieb unabgeschlossen. Im Moment der feindlichen Spaltung von Sozialdemokratie und bolschewistischem Kommunismus verlor die sozialistische Alternative zu den beiden Polen der Arbeiterbewegung ihre wichtigste und wirkungsmächtigste Protagonistin.

In diesem Buch versuchen wir eine Rekonstruktion der wichtigsten Ansätze, die Rosa Luxemburg verfolgt hat. Es beginnt mit einem Blick auf Rosa Luxemburgs wichtigstes Werk – ihrem eigenen Leben, geprägt dadurch, mit dem Aussprechen der Wahrheit die Welt zu verändern. Dann folgt ein Blick zurück auf Luxemburgs Bestandsaufnahme des Marxismus der Zweiten Internationale und sein Scheitern im Ersten Weltkrieg im Gefängnis 1918 und, fast 30 Jahre zuvor, auf ihr Werden zur Marxistin in der Schweiz während der deutschen Novemberrevolution. Ausgehend davon wird die Entstehung ihres Konzepts revolutionärer Realpolitik im Rahmen des Marxismus der Zweiten Internationale dargestellt und gezeigt, wie alle vorgegebenen Sicherheiten durch die erste Russische Revolution von 1905 infrage gestellt wurden. Dies war die Wasserscheide beim Übergang zu einer neuen, einer offensiven Strategie der Massen-

aktion, die in Deutschland am Widerstand der SPD-Führung scheiterte. Rosa Luxemburg begriff zur gleichen Zeit, dass das Marx'sche politökonomische Werk zu eng war, um die neue Handlungssituation im imperialistischen Zeitalter zu begreifen. Und sie begann eine neue Grundlegung revolutionärer Theorie, die unvollendet blieb. Die Politik der siegreichen Bolschewiki stellte für sie die größte Herausforderung dar, da sie in ihren Augen im Namen der Befreiung die Grundbedingungen von Befreiung zerstörte. Die letzten zweieinhalb Monate ihres Lebens hat Rosa Luxemburg ganz und ausschließlich der Erneuerung der emanzipatorischen Linken in Zeiten einer Revolution gewidmet. Abschließend werden in diesem Buch einige zentrale Elemente der Geschichte der Rezeption des Lebens und Werks von Rosa Luxemburg skizziert.

Rosa Luxemburg bleibt vor allem eine Provokation. Ihr Lebenswerk war dadurch geprägt, die Widersprüche von Emanzipation mit äußerster Entschiedenheit auszutragen. Alle gegebenen geistigen, politischen und ökonomischen Formen wurden von ihr mit Genuss und Kraft daraufhin getestet, inwieweit sie sich als Formen solidarischer Entwicklung »weitherzigster Menschlichkeit« erweisen. Daraus wuchsen ihre unbändige revolutionäre Tatkraft und zugleich ihr Wunsch, immer bei sich selbst zu bleiben, sich nie in der revolutionären »Sache« zu vergessen und zu verraten.

Johann Wolfgang von Goethe, den sie verehrte, hatte gedichtet: »Willst du ins Unendliche schreiten, / Geh nur im Endlichen nach allen Seiten.« Dies hat Rosa Luxemburg getan, bis Mörder in deutscher Uniform sie gestoppt haben. Mit diesem Buch wollen wir vor allem eine Hilfestellung geben, sich Rosa Luxemburg selbst zu nähern. In Zeiten, in denen sich die Tendenzen hin zu wachsender Barbarei verstärken, gewinnt ihr Einstehen für einen demokratischen Sozialismus des solidarischen Lebens miteinander und mit der irdischen Natur eine neue Bedeutung. Dem Buch liegen drei Veröffentlichungen der beiden Autoren (Brie 2011, 2018; Schütrumpf 2018a) zugrunde, die hier zusammengefasst und zudem erweitert wurden. So soll eine umfassendere Gesamtsicht auf das Werk von Rosa Luxemburg möglich werden.

Die Schriften und Briefe von Rosa Luxemburg sind nach den »Gesammelten Werken« (abgekürzt GW) und »Gesammelten Briefen« (abgekürzt GB) zitiert, die vom Karl-Dietz-Verlag in Berlin herausgegeben werden. Schriften von Marx und Engels sowie Lenin werden nach der Werkausgabe zitiert, die gleichfalls vom Karl-Dietz-Verlag herausgegeben werden. Von großer Bedeutung sind auch die von Holger Politt unter dem Titel »Arbeiterrevolution 1905/06« 2015 im Karl-Dietz-Verlag herausgegebenen und übersetzten polnischen Schriften aus den Jahre 1904 bis 1908, die im Zusammenhang mit der Revolution im zaristischen Reich von 1905 stehen (abgekürzt AR) sowie Lu-

xemburgs Schrift »Nationalitätenfrage und Autonomie« von 1908/09 (abgekürzt NA). Alle Zitate wurden an die neue Rechtschreibung angepasst. Auf ein ausführliches Personenregister wurde verzichtet. Es sei auf die zitierten Ausgaben der Werke von Rosa Luxemburg verwiesen, in denen sich weitergehende Informationen finden.

Michael Brie und Jörn Schüttrumpf, Januar 2021

Kapitel 1

Zeige uns das Wunder! Wo ist dein Wunder?

»Einmal fragst Du mich, was mir fehlt. Eigentlich das Leben!« (GB 1: 159)

Rosa Luxemburg war eine begeisterte Botanikerin. Nicht nur hat sie in Zürich noch vor Sozial- und Geisteswissenschaften Biologie belegt, nein, ihr ganzes Leben ist geprägt durch die Anziehungskraft, die die freie Natur auf sie ausübte. Ihr Werk ist durchzogen von Metaphern wilder Landschaften und der Kraft des Lebens (siehe dazu das wunderbare Herbarium von Luxemburg 2016). Luxemburgs Visionen von Sozialismus sind der Natur entnommen – der Welt der Tiere und Pflanzen, der Berge und ungezügelter Ströme. Und auch sie selbst, ihr Denken und Wirken, entzieht sich einhundert Jahre nach ihrem Tod der kalten Klassifikation und erstarrenden Zuordnung. Weder in den geometrisch geordneten Gärten der Ideengeschichte des Marxismus-Leninismus noch in den hübschen Landschaftsgärten eines verflachten Liberalismus hat sie Platz. Rosa Luxemburgs Erbe ist wie wilde Natur. Es stört, weil es lebendig sich allen starren Regeln widersetzt. Das Erbe Luxemburgs wuchert immer von Neuem und zerbricht auch die härtesten Sarkophage mit jedem neuen Aufbruch von Menschen aus den Gehäusen ihrer Hörigkeit.¹ Worin aber eigentlich liegt die Sprengkraft ihres Werks?

Viele Politiker lassen sich auf *einen* Begriff bringen, Luxemburg aber ist ein Raum gelebter Widersprüche. Obwohl sie das persönliche Leben sorgsam abschirmte und sich bis in Kleinigkeiten hinein ihre freien Räume bewahrte, waren dieses Leben und ihr politischer Aktivismus nur zwei Seiten ein und desselben erfüllten Lebens. Luxemburgs Welt- und Selbstverhältnis gehören untrennbar zusammen – schon als Gymnasiastin, dann in der Russischen Revolution von 1905/06, in russischen und deutschen Gefängnissen und in der Novemberrevolution. Und sie genoss das Leben – je älter sie wurde, desto bewusster und intensiver. Wer Luxemburg verstehen will, muss neben den Werken auch ihre Briefe lesen. Sie sind keine bloße Ergänzung ihrer Artikel und Bücher, sondern gleichwertig mit ihnen. Für Karl Kraus sind die Briefe Luxemburgs aus dem Gefängnis ein »im deutschen Sprachraum einzigartige[s] Dokument von Menschlichkeit und Dichtung« (Kraus 1920b: 5). In diesen

¹ Überhaupt gilt, was Peter Weiss schrieb: »Die verhärteten, unbeweglichen und unbewegbaren Sachwalter einer Ideologie stehen immer auf der Seite des Reaktionären, gleich, welchem Block sie sich zurechnen, ihre scheinbar konsequente, militante Haltung dient nichts anderem als der Konservierung eines überholten, abgestorbenen Ideenmaterials.« (zitiert in Gioia 1989: 9)

Briefen erst wird deutlich, was ihr ein gelingendes Leben als Sozialistin bedeutete. Der Wechselbezug der politischen und theoretischen Schriften einerseits und der Briefe Luxemburgs andererseits spiegelt die Spannungen ihres Lebens. Und wer diese nicht verstanden hat, hat nichts von Luxemburg verstanden. Ihr Leben kann man nicht allein an ihren Werken messen: Sie hat keinen Staat gegründet wie Lenin und kein Jahrtausendwerk wie Marx' »Kapital« geschrieben. Ihre politische Wirkung blieb begrenzt und ihre ökonomischen Schriften sind bedeutsam, gleichrangig mit denen einer Reihe anderer ihrer marxistischen Zeitgenossen.

Misst man Luxemburg an dem, was ihr Werk unmittelbar bewirkt hat, verfehlt man ihre wirkliche nachhaltige Bedeutung, denn es gibt etwas, was Luxemburg weit heraushebt – ihr Leben selbst. Das »Hauptwerk« von Luxemburg, und nicht nur das philosophische, ist »das von ihr geführte exemplarische Leben« (Caysa 2017: 38). Das Genie Luxemburgs drückte sich in diesem Leben aus. Es war zugleich hochpolitisch und hochpersönlich, mit existenzieller Konsequenz praktisch eingreifend und theoretisch reflektierend, den Massen zugewandt als begnadete Journalistin und Rednerin und sich ganz auf sich selbst, die Malerei, Musik, Pflanzen und Tiere zurückziehend. Immer wieder vertiefte sie sich »von morgens bis abends nichts« anderes machend – in das Schreiben, das Malen, die Botanik. Sie war dann wie im Rausch (GB 5: 74, 234). Kurz darauf wieder jagte sie von einer Massenkundgebung zur anderen. Dies war kein Nebeneinander, sondern die Pole bildeten intensiv gelebte, sich wechselseitig verändernde Gegensätze. Sie wusste es selbst: »Ich bin übrigens, wie immer im Leben, im ausgezeichneten Widerspruch mit dem, was ich tue.« (GB 5: 28) Wie Walter Jens schrieb, versuchte sie, eine Existenz zu leben, »in der sich aus Privatperson und Zoon politikon ein harmonisches, von Selbst-Identität und offenem Weltbezug geprägtes Wesen ergäbe« (Jens 1995: 13). Luxemburg hat Sozialismus als solidarisch-emanzipatorische Bewegung in der Einheit von Änderung der Welt und Selbstveränderung in einer Weise gelebt, die beispielhaft bleibt.

Im November 1918, gerade aus dem Gefängnis entlassen, trat sie in einem Artikel für die sofortige Abschaffung der Todesstrafe ein und schrieb: »Blut ist in den vier Jahren des imperialistischen Völkermordes in Strömen, in Bächen geflossen. Jetzt muss jeder Tropfen des kostbaren Saftes mit Ehrfurcht in kristallinen Schalen gehütet werden. Rücksichtsloseste revolutionäre Tatkraft und weitherzigste Menschlichkeit – dies allein ist der wahre Odem des Sozialismus. Eine Welt muss umgestürzt werden, aber jede Träne, die geflossen ist, obwohl sie abgewischt werden konnte, ist eine Anklage, und ein zu wichtigem Tun eilender Mensch, der aus roher Unachtsamkeit einen armen Wurm zertritt, begeht ein Verbrechen.« (GW 4: 406) Dieser doppelte Anspruch an So-

zialismus, Tatkraft und Menschlichkeit war vor allem gelebter Selbstanspruch. Sie schrieb – über Sozialismus schreibend – zugleich über sich.

Die andauernde Ausstrahlung, die Rosa Luxemburg ausübt, ist vor allem ihr Leben selbst, zu dem sie sich befähigt hat – mit großer Entschiedenheit und noch größerer Konsequenz. Der griechische Philosoph Heraklit soll gesagt haben, dass es der Charakter des Menschen ist, der als »Dämon« bestimmt, ob Menschen ein gelingendes oder verfehltes Leben führen (Heraklit 2011: 325). Im Folgenden wollen wir skizzenhaft Konturen von Luxemburgs Lebensführung nachzeichnen, um ihren »Dämon« zu umschreiben – unter Stichworten. Denn gerade hier verbietet sich jeder Versuch, Geschlossenheit anzustreben.

Liest man Luxemburgs politische und theoretische Schriften, muss man durch eine heute weitgehend abgestorbene Sprache des Marxismus der Zweiten Internationale dringen. Viele Schlüsselworte haben keine lebendige Entsprechung mehr oder sie muss erst wieder neu hergestellt werden. Die Selbstverständlichkeit, mit der sie von Arbeiterklasse oder Proletariat, von Reform und Revolution, von Partei und Sozialismus sprach, ist aus einer anderen Zeit. Aber dringt man durch diese Sprache hindurch, entschlüsselt man die Lebenswirklichkeit dahinter, dann entdeckt man den bleibenden Grund für ihre Ausstrahlung über ein ganzes Jahrhundert hinweg – ihre einführende Beziehung zur Welt. Sie hat in allem nach einem *Du* gesucht und die Welt mit *Du* angesprochen. Die Kraft dieser Ansprache resultierte aus der Stärke ihrer eigenen Persönlichkeit, aus ihrer »Seele«. Gegenüber Leo Jogiches hatte sie 1899 in einem Brief bemerkt: »Namentlich die Form des Schreibens befriedigt mich nicht, ich spüre, dass mir ›in der Seele‹ eine ganz neue originelle Form heranreift, die sich nichts aus Formeln und Schablonen macht und sie durchbricht – natürlich nur durch die Kraft des Geistes und der Überzeugung. Ich habe das Bedürfnis, so zu schreiben, dass ich auf die Menschen wie der Blitz wirke, sie am Schädel packe, selbstredend nicht durch Pathos, sondern durch die Weite der Sicht, die Macht der Überzeugung und die Kraft des Ausdrucks.« (GB 1: 307)

Rosa Luxemburg war weder vor allem Strategie wie Lenin, Organisator wie Trotzki, Theoretiker wie Kautsky, Zweifler wie Bernstein, organischer Intellektueller wie Gramsci, sondern – ganz im alttestamentarischen Sinne und doch sehr modern – eine Prophetin, eine »Wegführende aus dem Sklavenhaus« (Veerkamp 2013: 53). Sie rief die untrennbare Einheit von Freiheit und Gleichheit, von Selbstbestimmung und Solidarität, von Mitgefühl und eingreifender Tat an. Beim Lesen von Gerhart Hauptmanns »Der Narr in Christo Emanuel Quint« begegnete sie sich selbst, wie sie schrieb:

»Kennen Sie die Christus-Bilder von Hans Thoma? So werden Sie in diesem Buche die Vision des Christus erleben, wie er schlank und von rötlichem

Licht umflossen durch reife Kornfelder geht und um seine dunkle Gestalt rechts und links weiche Lilawogen über die silbernen Ähren fließen. Mich hat dort unter unzähligen anderen ein Problem gepackt, das ich sonst noch nirgends dargestellt fand und das ich aus eigenem Leben so tief empfinde: die Tragik des Menschen, der der Menge predigt und fühlt, wie jedes Wort in demselben Augenblick, wo es seinen Mund verlässt, vergrößert und erstarrt und in den Hirnen der Hörer zum Zerrbild wird; und auf dieses Zerrbild seiner selbst wird nun der Prediger festgenagelt und von den Schülern schließlich umringt und mit rohem Lärm umtobt: ›Zeige uns das Wunder! Du hast uns so gelehrt. Wo ist dein Wunder?‹ (GB 5: 185)

Luxemburg ging lebendige Beziehungen ein zu dem, was sie als ein Du ausmachen konnte, das ihr selbst entsprach. Deshalb gehörten ihr Ich und ihr Handeln, ihr Selbst und ihr Werk, ihre Persönlichkeit und ihr Wirken untrennbar zusammen. Sie verschwand nicht dahinter, sie ordnete sich ihm nicht unter, sie verschmolz auch nicht mit ihm, sondern lebte die Widersprüche. Sie suchte in der Wirklichkeit das, was ihr selbst entsprach – die Lust, mit erhobenem Haupt die Welt menschlicher zu gestalten; die Radikalität, die ganze Emanzipation zu wollen; die Liebe, die den anderen ganz ergreift und im Innersten erfasst; die Schönheit, die in jedem Blatt, in jedem Vogelruf, in jedem Wohlklang liegt; die Idee, die eine neue Sicht auf die Welt offenbart. Was so auf ihre Anrufung antwortete, sah sie, war ihr ein Du im Gespräch. Alles, was ihr nicht als ein Du antwortete, war ihr verschlossen, waren Schatten einer zum Untergang verurteilten Welt. Wenn ihr etwas nicht lebendig und völlig wahrhaft erschien, stieß es sie ab. Überall in ihren Briefen finden sich Bemerkungen wie die: »Mir graut vor der Begegnung mit Menschen. Ich möchte nur unter Tieren wohnen.« (GB 3: 85) Ihr Ich sollte ihr nicht verloren gehen im Kontakt zur Außenwelt (GB 2: 290). Aus dem Gefängnis heraus schrieb sie im Krieg: »Was mich anbelangt, so bin ich in der letzten Zeit, wenn ich schon nie weich war, hart geworden wie geschliffener Stahl und werde nunmehr weder politisch noch im persönlichen Umgang auch die geringste Konzession machen.« (GB 5: 151)

Und zugleich gab es die Kehrseite höchster Verletzlichkeit. Sie wird deutlich in dem Brief, den sie ihrem Freund Hans Diefenbach am 30. März 1917 schrieb:

»Mitten in meinem mühsam aufgebauten schönen Gleichgewicht packte mich gestern vor dem Einschlafen wieder eine Verzweiflung, die viel schwärzer war als die Nacht. Und heute ist auch noch ein grauer Tag, statt Sonne – kalter Ostwind [...]. Ich fühle mich wie eine erfrorene Hummel; haben Sie schon mal im Garten an den ersten frostigen Herbstmorgen eine solche Hummel gefunden, wie sie ganz klamm, wie tot, auf dem Rücken liegt im

Gras, die Beinchen eingezogen und das Pelzlein mit Reif bedeckt? Erst wenn die Sonne sie ordentlich durchwärmt, fangen die Beinchen sich langsam zu regen und zu strecken an, dann wälzt sich das Körperchen um und erhebt sich endlich mit Gebrumm schwerfällig in die Luft. Es war immer mein Geschäft, an solchen erfrorenen Hummeln niederzuknien und sie mit dem warmen Atem meines Mundes zum Leben zu wecken. Wenn mich Arme doch die Sonne auch schon aus meiner Todeskälte erwecken wollte!« (GB 5: 195)

Luxemburgs oberster Grundsatz war: »stets ich selbst zu sein, ganz ohne Ansehen der Umgebung und der anderen«. Sie fügte hinzu: »Ich bin [...] Idealist und will es bleiben, sowohl in der deutschen als auch in der polnischen Bewegung.« (GB 1: 323) Sie suchte in Anderen und der Welt, was ihrem Innersten entsprach. Wenn sie emphatisch über Sozialismus sprach, über den elementaren Erfindungsgeist von Menschen, die sich in Bewegung versetzt haben, über das, was eine Partei zu tun hat, über vorkapitalistische oder nachkapitalistische Gesellschaften – sie erfasste sie immer von der Seite, die sie begeisterte und die bei ihr selbst erklang. Wenn sie über den Tod in einem Armenhaus, von den Opfern des Kolonialismus oder des Kriegs, von einem geprügelten Büffel schrieb – sie drückte zugleich das eigene Leid aus. Sie spiegelte die Welt und spiegelte sich in der Welt. Es gab keine Schutz- und Trennwände zwischen ihr und der Welt. Aus dieser Unmittelbarkeit erwuchs ihre ungeheure Stärke – und Schwäche. Es ist geboten, sich auch der daraus hervorgehenden Grenzen ihres Denkens bewusst zu sein. Ihre Unbedingtheit stieß auf die reale Welt des Bedingten. Die »Einheitlichkeit ihres Wesens« war die Einheit von Gegensätzen, vor allem »die Einheit zwischen ihrem grenzenlosen Mitleid, ihrer tiefen Menschlichkeit und ihrem bohrenden scharfen Verstand, der alles durchdrang und alles kritisch zerpflückte.« (Roland-Holst 1937: 41)

In Zürich war Rosa Luxemburg zu einer Marxistin geworden – anfangs nicht frei von orthodoxen Zügen. Trotzdem lief sie nie Gefahr, im Elfenbeinturm zu enden. Davor bewahrten sie ihr unruhiger Geist und ihr Temperament, beides gespeist von einer unstillbaren Gier nach Leben. Schon früh hatte sie dafür in ihren schriftlichen Arbeiten die entsprechende Ausdrucksform gefunden: die Polemik. Aus dem Abstand von hundert Jahren kann man sagen: Rosa Luxemburg ist in die Weltliteratur als eine der brilliantesten Polemikerinnen eingegangen. Nicht nur zu ihrer Zeit konnte ihr kaum jemand das Wasser reichen. Durch den polemischen Grundzug sind ihre Schriften, von denen die meisten für den Tag geschrieben waren, oft unglaublich frisch geblieben. Was Kurt Tucholsky für die politische Satire des 20. Jahrhunderts leistete, gelang Rosa Luxemburg mit scheinbar leichter, letztlich aber sehr disziplinierter Hand in der politischen Polemik.

In Zürich traf Luxemburg auch auf Leo Jogiches. Die politische Beziehung zwischen ihnen war symbiotisch. Durch ihre Studien an der Zürcher Universität und nicht minder in den diversen Emigrantenzirkeln in der Schweiz stieg Rosa Luxemburg binnen weniger Jahre zu einer außergewöhnlich gebildeten Marxistin auf. Sie galt nicht nur sehr bald als die Theoretikerin – im damaligen Selbstverständnis natürlich als der Theoretiker – der Sozialdemokratie des Königreichs Polen und Litauens (SDKPiL), sondern verfügte in der Tat über die theoretischen Fähigkeiten einer Spitzenwissenschaftlerin, die sie spätestens mit ihrer eigenständigen Akkumulationstheorie (1913) auch unter Beweis stellte. Trotzdem interessierte sie Theorie an sich nur wenig. Sie schrieb und publizierte zwar schon am Ende ihrer Studienzeit sehr ausgiebig, doch das meiste war politischer Journalismus – er galt der Aktion und nicht der Theorie. Sie wollte wirken, verändern, aufrütteln. Die politischen Schwerpunkte setzte dabei viele Jahre lang nicht sie, sondern Leo Jogiches. Clara Zetkin, die mit beiden lange vertraut war, schrieb rückblickend: »Er war ihr allzeit wachsameres theoretisches und praktisches Gewissen.« (zitiert in Roland-Holst 1937: 21)

Leo Jogiches – vier Jahre älter als Rosa Luxemburg – war der Spross einer sehr wohlhabenden jüdischen Familie aus Wilna (Vilnius), hatte schon Jahre konspirativer Arbeit in Litauen und einige Monate Gefängnis hinter sich; außerdem war er aus der russischen Armee desertiert. Jogiches lernte Rosa Luxemburg als Studentin der Zoologie kennen, brachte sie aber schnell zur Nationalökonomie und zur Politik. Er wurde nicht nur Rosa Luxemburgs Mentor in Fragen des Sozialismus, sondern auch ihr erster Lebensgefährte. Nicht selten war er es, der aus Rosa Luxemburg sprach; ohne sie wäre der Schreibgehemmte, dessen Muttersprache zudem Russisch war, unhörbar geblieben – erst recht im polnischen und deutschen Sprachraum; beide Sprachen lernte er später, nicht zuletzt durch Rosa Luxemburg. Als sich ihre private Beziehung, die nie einfach war, um 1907 herum auflöste, blieben sie einander trotzdem, nicht nur politisch, eng verbunden – auch wenn sich Rosa Luxemburg zwischen durch einmal einen Revolver besorgte, um sich den Verstoßenen, der drohte, sie beide umzubringen, vom Hals zu halten. Jogiches war hochgebildet, aber kein Schreibender oder gar Theoretiker. Er war ein Revolutionär der Tat, nicht nur mit Autorität, sondern auch autoritär, was ihm besonders während seiner Jugend neben Anerkennung auch manche lebenslange Feindschaft eintrug. Schon mit neunzehn Jahren beherrschte Jogiches die Klaviatur des einsamen Konspirateurs: von der illegalen Agitation über das Verfertigen gefälschter Papiere und den Schmuggel Gefährdeter ins Ausland bis hin zu Streiks, die er ganz allein organisierte. 1887 wandten sich sogar die in Bedrängnis geratenen Hintermänner des Attentats auf den russischen Zaren Alexander III. an den zwanzigjährigen Einzelgänger mit der Bitte, zwei Verfolgte ins Ausland zu verbringen

– was Jogiches routiniert erledigte. Dreißig Jahre später, während des Ersten Weltkrieges, lag die Organisation des illegalen Kampfes der Spartakusgruppe gegen das Völkergemetzel auf seinen Schultern. Wie Rosa Luxemburg fiel er durch Mörderhand. Er wurde im März 1919, zwei Monate nach Rosa Luxemburg, im Untersuchungsgefängnis in Berlin-Moabit hinterrücks erschossen.

Kein Wunder, dass viele ihrer Gegner Luxemburg als unverträglich empfanden und sie entsprechend denunzierten; vor allem diejenigen, die ihrer scharfen Feder und ihrer, besonders auf SPD-Parteitagten hörbaren spitzen Zunge nicht gewachsen waren. Einige nahmen an ihr aber nicht nur mit der Denunziation Rache, sie sei ein zänkisches Weib, sondern versuchten, sie offen zu demütigen. Die Natur hatte Rosa Luxemburg nicht gerade verwöhnt: Ein Meter und fünfzig Körpergröße, ein überproportional großer Kopf, eine lange Nase und ein Hüftschaden, den sie meistens aber zu überspielen verstand, boten schlichteren Gemütern, an denen es auch in der Sozialdemokratie nie mangelte, die Möglichkeit, durch billigen Spott die eigene Unterlegenheit zu kompensieren. Rosa Luxemburg, die unter all dem zweifellos litt, schützte sich, so gut es eben ging, mit Selbstironie. Ihre Vorliebe für große starke Dienstmädchen – der Haushalt erzwang vor hundert Jahren noch die Arbeitszeit eines ganzen Tages – erklärte sie mit der Furcht, Besucher könnten sonst zum Eindruck gelangen, in ein Zwergenheim geraten zu sein.

Auch bei den Männern bevorzugte sie jene mit nicht nur geistiger, sondern auch körperlicher Größe. Allerdings: Mehr als sie begehrte, wurde sie begehrt. Am Rande einer Sitzung des Büros der Zweiten Internationale (1907) entstand ein Gruppenfoto: eine strahlende Rosa Luxemburg im Zentrum, umrahmt von mehreren Dutzenden, zumeist älterer Männer; ein Bild mit seltsamer Ausstrahlung. Nicht minder waren jüngere Männer von ihr fasziniert. Bis auf Leo Jogiches waren alle ihre Gefährten jünger als sie: Kostja Zetkin (1885–1980), der Sohn von Clara Zetkin, um 14 Jahre, Paul Levi (1883–1930) um zwölf Jahre und der Arzt Hans Diefenbach (1884–1917) um 13 Jahre.² In der Öffentlichkeit ging Rosa Luxemburg – bis auf ihre Scheinehe war sie nie verheiratet und hatte keine Kinder – stets sehr zurückhaltend mit ihrem Privatleben um. Denn im Wilhelminischen Deutschland mit seiner Prüderie galt schon eine alleinreisende Frau als anstößig – erst recht, wenn sie so auftrat wie Rosa Luxemburg.

Die herrschende Doppelmoral bewog sie, nicht alle ihre Auffassungen öffentlich zu äußern: »Zur Frau von Stein übrigens [...]: Gott straf mich, aber sie

² Diefenbach hatte sich für die in Schutzhaft Sitzende verwendet und war dafür – wie viele politisch Unbotmäßige, nicht zuletzt Aktivisten der Spartakusgruppe – in die vorderste Frontlinie geschickt worden, wo ihn eine französische Granate zerriss (so Clara Zetkin in einem Brief an Mathilde Jacob vom 7. November 1917 – Zetkin 2016a: 355).

war eine Kuh. Sie hat sich nämlich, als Goethe ihr den Laufpass gab, wie eine keifende Waschfrau benommen, und ich bleibe dabei, dass der Charakter einer Frau sich zeigt nicht, wo die Liebe beginnt, sondern wo sie endet.« (GB 5: 54)

Wieweit Rosa Luxemburg zur »Diskretion« gezwungen war, zeigt, dass ihre Beziehung zu Paul Levi erst 1983, viele Jahrzehnte nach beider Tod, bekannt wurde – als seine Familie einen Großteil des Briefwechsels mit Rosa Luxemburg freigab. Levi war kurz vor dem Weltkrieg im Frankfurter Prozess wegen Aufforderung gegenüber Soldaten zum Ungehorsam im Falle eines Krieges ihr Anwalt gewesen. 1919 wurde er ihr Nachfolger in der Führung der KPD. Beide hatten 1914 eine kurze, aber intensive Affäre; Freundschaft und Vertrauen erhielten sich bis zu Rosa Luxemburgs Tod. Paul Levi rettete ihren Nachlass und gab 1922, heftig angefeindet, die Russische Revolution heraus, Rosa Luxemburgs am meisten zitierte und am häufigsten missverständliche Arbeit mit dem berühmten – wie selbstverständlich hingeworfenen – kategorischen Imperativ: Freiheit ist immer Freiheit der Andersdenkenden.

»Kultiviert«, meinte Peter Nettel, einer ihre wichtigsten Biografen, sei das Wort, das am knappsten ihre Stellung zum Leben kennzeichne. »Ihre persönlichen Beziehungen hielt sie ebenso säuberlich geordnet wie ihre Besitztümer: Jeder hatte seinen festen Platz und durfte nur näherkommen, wenn er dazu eingeladen wurde, und auch dann jeweils nur einen Schritt. Aber ihr Verhältnis zu Menschen war nicht etwa steif oder förmlich. In ihrem engeren Kreis erweckte sie eine Treue und Hingabe, die, hätte sie es zugelassen, von selbst zu einer Art Liebe geworden wäre.« (Nettl 1967: 42)

Rosa Luxemburg gehörte nicht zum inneren Zirkel der SPD – einer Gruppe älterer und alter Männer. Aber sie genoss lange die besondere Achtung August Bebel. Sie hatte sich ihren Platz in der Partei während der Auseinandersetzung mit Eduard Bernstein Ende der 1890er Jahre erobert. Der SPD-Ko-Vorsitzende, eine ehrliche Haut und zugleich ein Taktiker, der sein Lebenswerk vor dem Scheitern bewahren wollte, war auf die junge Frau gut zu sprechen und benutzte sie zugleich auch für seine Zwecke. Sie ihrerseits war von dem alten großen Mann ehrlich hingerissen. Auf einem Parteitag jener Jahre rutschte ihr in aller Öffentlichkeit ein »August, ich liebe Dir« heraus. Er selbst schrieb in einem Brief über sie, die Geschlechterrollen fixierend: »... sie ist ein sehr geschleitetes Frauenzimmer und wird ihren Mann stehen« (zitiert in Krauß 1999: 27).

Als Rosa Luxemburg 1906, getarnt als deutsche Journalistin Anna Matschke, in Warschau der zaristischen Polizei in die Falle ging, setzte auch Bebel alle Hebel in Bewegung, um ihr Leben zu schützen und sie aus der Haft freizukaufen. Sein Angebot nach ihrer Befreiung, ihr mit Mitteln des Parteivorstands persönlich finanziell unter die Arme zu greifen, lehnte sie allerdings ab – so wie sie sich in der Haft das Ansinnen verboten hatte, beim deutschen Reichskanzler

um diplomatische Intervention bei den Russen nachzusuchen, um ihre Freilassung zu erwirken. In erster Linie blieb sie Citoyenne, eine Bürgerin im Sinne der Französischen Revolution – selbstbewusst und auf ihre Freiheit bedacht, in Deutschland eine Rarität. Dankbarkeit, die sie in Abhängigkeit zwang, lehnte sie ab. Dafür war sie bereit, einen hohen Preis zu zahlen, mitunter einen sehr hohen; eine ihrer Freundinnen meinte sogar, einen zu hohen. Rosa Luxemburg hasste es sich zu verstecken. Frei fühlte sie sich nur im offenen Kampf.

Lauheit war ihr zuwider; doch genau die hatte sich unter den einstigen Helden aus der Zeit des Sozialistengesetzes breitgemacht. An einem Sonntag Anfang 1907 war Rosa Luxemburg gemeinsam mit ihrer langjährigen Stuttgarter Freundin Clara Zetkin, einer entschiedenen Vorkämpferin für die Gleichstellung der Frau, bei der Familie von Karl Kautsky zum Essen eingeladen. Die Frauen hatten noch einen Spaziergang gemacht und sich verspätet. Der anwesende SPD-Parteivorsitzende August Bebel meinte deshalb scherzhaft, die Wartenden hätten schon das Schlimmste befürchtet. Sollte ihnen einmal ein Unglück widerfahren, meinte Rosa ausgelassen, möge man auf ihren Grabstein schreiben: »Hier ruhen die beiden letzten Männer der deutschen Sozialdemokratie.«

Während ihres Studiums in Zürich gehörte Rosa Luxemburg zu den Mitbegründerinnen des »Internationalen Studentinnenvereins«, der zwischen 1895 und 1911 existierte. Im Unterschied zum älteren »Allgemeinen Studentinnenverein Zürich« (1887–1899), der in Hochschulangelegenheiten für Frauen das aktive Wahlrecht forderte, verlangte der »Internationale Studentinnenverein« zusätzlich das passive Wahlrecht, also die Wählbarkeit für Frauen in die Hochschulgremien. Die Prominenteste unter den Mitbegründerinnen des »Internationalen Studentinnenvereins« war die 14 Jahre ältere Fotografin Anita Augspurg, die erst als 36-Jährige das Studium aufgenommen hatte, aber noch vor Rosa Luxemburg promoviert wurde. Anita Augspurg engagierte sich nach ihrer Rückkehr nach München nicht nur in der Wahlrechtsbewegung und in der Friedensbewegung, sondern wurde auch zu einer Vorkämpferin der internationalen Lesbenbewegung.

Zwischen der Wahlrechtsbewegung, für die u.a. Anita Augspurg und Minna Cauer standen, und dem antikapitalistisch-sozialistischen Flügel der Studentinnen- und Frauenbewegung, der, von Clara Zetkin beeinflusst, auch die ökonomische Gleichstellung der Frau forderte und dem als Studentin auch Rosa Luxemburg anhing, kam es immer wieder zu Spannungen, die erst während des Ersten Weltkrieges abflachten.

Nach ihrer Übersiedlung nach Berlin und nach ihrem Eintritt in die SPD engagierte sich Rosa Luxemburg nur noch mit allergrößter Zurückhaltung in Fragen der Gleichstellung der Frau; jedoch nicht etwa, weil sie ihre Positionen geändert hatte. Frauen, denen von Rechts wegen nicht nur das Wahlrecht, son-

dern fast alle staatsbürgerlichen Rechte verweigert wurden, erlebten die SPD als einen positiven, schützenden Raum, aus dem heraus die Auseinandersetzung um die Gleichstellung der Frau geführt werden konnte. Rosa Luxemburg, die die SPD-Führer anfänglich auch auf dieses Feld schieben wollten, erkannte aber sofort die Nachteile. Diese Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen verstetigte die patriarchalischen Strukturen, von denen damals alle politischen Organisationen, auch die SPD, geprägt waren. Clara Zetkin – der Kopf der sozialistischen Frauenbewegung Europas, 14 Jahre älter als Rosa Luxemburg – warb zeitlebens um Rosa Luxemburgs Mitarbeit an der Frauenzeitschrift »Die Gleichheit«. Doch Rosa Luxemburg gab nur selten dem Drängen Clara Zetkins nach. Rosa Luxemburg verstand sich nicht als »Politikerin«, sondern als »Politiker« – auf Augenhöhe mit ihren männlichen Kollegen. Um das nicht zu gefährden, steckte sie in der Frauenfrage öffentlich zurück.

An der Freundschaft zwischen Clara Zetkin und Rosa Luxemburg änderten Rosa Luxemburgs Ausflüchte im Übrigen nichts. Selbst als Rosa Luxemburg mit dem 14 Jahre jüngeren Sohn von Clara Zetkin, Kostja, eine Beziehung einging (1906/07–1912), war die Verstimmung zwischen beiden Frauen nur vorübergehend.

Politisch hatten sich die Gewichte zwischen der Älteren und der Jüngeren schon bald nach ihrem Kennenlernen verschoben. Clara Zetkin war die Temperamentvolle, eine erfolgreiche Herausgeberin einer Zeitschrift und eine mitreißende Agitatorin; Rosa Luxemburg, keineswegs ohne Temperament und auch mit der Begabung, Säle zum Kochen zu bringen, war die wesentlich Analytischere. Das zuzugeben, machte Clara Zetkin – auch sie war nicht frei von Eitelkeit – nie Probleme. Noch mitten in der Novemberrevolution 1918 schrieb sie an Rosa Luxemburg: »Ach Rosa, es ist eine Welt von Fragen, über die ich mich mit Dir aussprechen müsste. Du weißt, wie misstrauisch ich gegen mein eigenes Urteil bin. Und hier habe ich [nur] liebe Menschen, deren Meinungen und Auffassungen mich [zwar] anregen können, aber niemand[en], dessen Urteil über die Situation mir maßgebend für Selbstorientierung und Selbstverständigung wäre« (Zetkin 2016b: 495).

Es gibt ein bleibendes Paradoxon: Luxemburg war sehend und blind zugleich. Sie hatte einen grenzenlosen Optimismus, wenn es um die Einsichtsfähigkeit der Arbeiterinnen und Arbeiter ging, ihre kapitalistische Abhängigkeit zu überwinden. Jeder einzelne Kampf schien ihr über das Jetzt und Hier hinauszuweisen. Das Einrichten im Gegebenen, die Selbstgenügsamkeit, war ihr unerträglich. Sie konnte hellichtig die Russische Revolution von 1905 als Ausdruck der lebendigsten Selbstorganisation und Selbstermächtigung von Menschen sehen, übersah aber fast völlig die unverzichtbare Rolle von fest gefügten Organisationen oder griff sie als Herrschaftsinstrumente an. Sie insistierte

auf der Solidarität der Klassen über alle Grenzen von Nationalitäten und Rassen und Geschlechter hinweg und verweigerte sich deshalb gegenüber den besonderen »Judenschmerzen«, der Eigenständigkeit von Kämpfen gegen Patriarchat oder gegen die Vormacht einer Nation über andere. Alles war für sie ein gemeinsamer sozialistischer Kampf, der keine Risse aufzeigen sollte. Deswegen findet man bei ihr aber auch kaum strategisch-überzeugende Antworten darauf, wie man unter Anerkennung dieser Risse, ja Spaltungen, eine solidarische Politik über die Appelle an das Gemeinsame hinaus verwirklichen kann.

Nur wenige Beispiele für diese selektive Symbiose Luxemburgs mit der Welt, wie sie sie sah, sollen genügen. So schrieb sie, dass die »teuerste Hinterlassenschaft« von Marx die Verbindung zweier Gegensätze sei: »theoretische Vertiefung, um unsern Tageskampf nach dem festen Steuer des Prinzips zu lenken, und entschlossene revolutionäre Tatkraft, damit die große Zeit, der wir entgegengehen, nicht ein kleines Geschlecht finde« (GW 3: 184). Es war ein Selbstporträt. Ihre Bewunderung für den politischen Massenstreik drückte sie in Worten aus, die dem entsprachen, was sie für ihr eigenes Wirken erhoffte: »Aus dem Wirbel und Sturm, aus Feuer und Glut der Massenstreiks, der Straßenkämpfe steigen empor wie die Venus aus dem Meeresschaum: frische, junge, kräftige und lebensfrohe – Gewerkschaften.« (GW 2: 118) 1915 schrieb sie über das Wirken in sozialistischen Organisationen: »Allein wir wären nicht wert, die nach freiem Menschentum dürstende Seele je an den Quellen des Sozialismus gelabt und neues Leben aus ihnen getrunken zu haben, könnte uns das alles und manches andere noch genügen, was die Stunde von uns fordert. Was wir für die Organisation und durch sie wirken, muss wie eine Schale bis an den Rand mit sozialistischem Geiste erfüllt sein. Dadurch erst und dadurch allein erhält er seinen wahren Sinn und seine höhere Weihe.« (GW 7.2: 936)

Sie sah sich als jemand, der diesem Geist Ausdruck verleiht. Ohne diesen Geist war ihr die Schale nur eine tote Hülle und persönlich eine Hölle. Ihre Bereitschaft, lieber Niederlagen, auch den eigenen Tod, hinzunehmen, als nicht in Identität mit den eigenen Idealen zu leben, rührte her aus dieser direkten Einheit des Innersten ihrer Persönlichkeit mit der weltumspannenden Bewegung, für die sie eintrat. Sie sah sich als »ein Land der unbeschränkten Möglichkeiten« (GB 5: 157) und suchte in der Wirklichkeit solche Bewegungen, solche Menschen, solche Gedanken und Formen, die ebenfalls die Grenzen zu sprengen suchten.

Gerade ihr Briefwechsel zeugt von der ständigen Arbeit an sich selbst, an ihren Beziehungen zu Freundinnen und Freunden, den Geliebten, unterbrochen von permanenter Selbstreflexion und auch Ermahnung anderer zu Wahrhaftigkeit und Standfestigkeit. Die stehende Redewendung in vielen ihrer Briefe ist: »Sei heiter!« Den Schicksalsforderungen zu widerstehen, hieß für sie, sich niemals für längere Zeit die Fähigkeit zu einem selbstbewussten, behaftenden

und den Augenblick genießenden Leben nehmen zu lassen. Sie suchte die unmittelbarste Du-Beziehung – und sei es zu einer Hummel, einer Taube, einer Blüte, dem Geliebten, der Freundin, einer Landschaft, dem fahlen Schein des Mondes – und baute zugleich Distanz auf, um bei sich selbst zu sein. Wer in ihren Bann geriet, der erfuhr beides reichlich – die Freigebigkeit und die Abwehr. Alles dies kommt im Brief an Hans Diefenbach vom Januar 1917 zum Ausdruck, in dem sie schrieb: »Nun, ich sage Ihnen, Hänschen, wenn mir der beste Freund einmal sagen würde: Ich habe nur die Wahl, eine Gemeinheit zu begehen oder vor Leid zu sterben, dann würde ich ihm mit eisiger Ruhe antworten: Dann stirb.« (GB 5: 158)

Im Gefängnis – bei sich und der Welt

Der Charakter eines Menschen offenbart sich dann vor allem, wenn ihm der Schutzraum des Privaten entzogen wird. Gefängnisse sind solche Orte. Wer etwas über Nelson Mandela als Persönlichkeit erfahren will, muss Robben Island besuchen, die Gefängnisinsel, 12 km von Kapstadt entfernt im Atlantik, wo er zwanzig Jahre in einer vier Quadratmeter großen Zelle inhaftiert war. Rosa Luxemburg war schon vor dem Ersten Weltkrieg mehrfach eingesperrt gewesen. Während des Krieges war sie ein Jahr im »Weiber-Gefängnis« in der Barnimstraße in Berlin und dann, nach kurzer Unterbrechung im Frühjahr 1916, als »Schutzhäftling« in Wronke und Breslau, von wo aus sie erst im November 1918 entlassen wurde. Sie verfasste in »unfreiwilliger Muße« (GB 5: 130) im Berliner Gefängnis u.a. die »Junius-Broschüre« und eine Auseinandersetzung mit der Kritik an ihrer »Akkumulation des Kapitals«, ihre »Antikritik«. Während der späteren Gefängniszeit übersetzte sie den ersten Teil der Erinnerungen des russisch-ukrainischen sozialrevolutionären Schriftstellers Wladimir G. Korolenko und schrieb eine Einleitung dazu. Sie konnte viele Artikel nach außen schmuggeln und setzte sich nicht zuletzt mit der Russischen Revolution auseinander. Den ersten Schock nach der Einweisung in das Berliner Frauengefängnis kommentierte sie so:

»Die russischen Gendarmen haben mich als Politische mit großem Respekt eskortiert, die Berliner Schutzleute hingegen erklärten mir, es sei »schnuppe«, wer ich sei, und steckten mich mit neun »Kolleginnen« in einen Wagen. Na, das alles sind Lappalien schließlich, und vergessen Sie nie, dass das Leben, was auch kommen mag, mit Gemütsruhe und Heiterkeit zu nehmen ist. Diese besitze ich nun auch hier in dem nötigen Maße. Damit sie übrigens keine übertriebene Vorstellung von meinem Heldentum bekommen, will

ich reumütig bekennen, dass ich in dem Augenblick, wo ich zum zweiten Mal an jenem Tage mich aufs Hemd ausziehen und betasten lassen musste, mit knapper Not die Tränen zurückhalten konnte. Natürlich war ich innerlich wütend über mich ob solcher Schwachheit und bin es jetzt noch. Auch entsetzte mich am ersten Abend nicht etwa die Gefängniszelle und mein so plötzliches Ausscheiden aus den Lebenden, sondern – raten Sie! – die Tatsache, dass ich ohne mein Nachthemd, ohne mir das Haar gekämmt zu haben aufs Lager musste. Damit ein klassisches Zitat nicht fehlt: Erinnern Sie sich an die erste Szene in ›Maria Stuart‹, als dieser die Schmucksachen weggenommen werden: ›Des Lebens kleine Zierden zu entbehren‹, sagt Marias Amme, die Lady Kennedy, sei härter als große Prüfungen zu ertragen. (Sehen Sie mal nach, Schiller hat es etwas schöner gesagt als ich hier.)« (GB 5: 47)

Genauso bemerkenswert wie ihre theoretischen und politischen Gefängnisschriften und Voraussetzung dafür, sie verfassen zu können, waren ihre Fähigkeit und Willenskraft, im Gefängnis *zu leben* und dies mit großer Intensität. Sie folge, so schrieb sie, einem Imperativ – »vor allem muss man jederzeit als voller Mensch leben« (GB 5: 177). Soweit es nur die Umstände und das Aufsichtspersonal und deren Leiter zuließen, bemühte sie sich erstens, auch das Gefängnis in einen Lebensort zu verwandeln, ihm unter widrigsten Bedingungen Züge von Heimat zu verleihen. Sie hat versucht, frühere Gewohnheiten fortzusetzen. Ihre Wohnungen waren ihr immer ungeheuer wichtig gewesen. Sie mussten ihr entsprechen – geordnet und möglichst naturnah. Auch ihre Gefängnisräume wurden »wohlich« gestaltet, soweit dies überhaupt möglich war. In Wronke legte sie einen Garten an und botanisierete weiter. Sie hielt, so sie konnte, immer einen disziplinierten Tagesablauf ein. Zweitens setzte sie ihren Dialog mit Freundinnen und Freunden fort, knüpfte neue Beziehungen. Was ihr an direkter Beziehung fehlte, überbot sie durch das intensivste briefliche Gespräch. Drittens blieb sie politisch aktiv, griff ein, suchte weiter, mit ihrem Wort Menschen zu erreichen und aufzuklären. Und viertens nutzte sie die Zeit für theoretische und kulturelle Reflexionen. Dank ihrer persönlichen Ausstrahlung konnte sie zumindest in Wronke wesentliche Vergünstigungen erhalten (siehe dazu die Erinnerungen des Gefängnisdirektors Dr. Ernst Dossmann in GW 7.2: 971 und 995).

In den Gefängnisbriefen schuf sie für sich und andere eine eigene Welt. Ihre Freundin Henriette Roland Holst sagte von diesen Briefen, dass manche von ihnen »zu den schönsten Prosagedichten der Weltliteratur« (Roland Holst 1937: 153) gehören. Sie ermahnte sich gegen die Wut und Verzweiflung wieder und wieder mit den Worten: »Übrigens wäre alles viel leichter zu erleben, wenn ich bloß nicht das Grundgebot vergessen würde, das ich mir fürs Leben

gemacht habe: Gut sein ist Hauptsache! Einfach und schlicht gut sein, das löst und bindet alles und ist besser als alle Klugheit und Rechthaberei.« (GB 5: 183)

Diese Briefe waren keine »Seelenergüsse«, sondern Selbstdarstellungen, nicht zuletzt gemacht, um sich selbst an ihnen aufzurichten und anderen Halt zu bieten. Es sind Kunstprodukte von reflektierter Unmittelbarkeit. Luxemburg arbeitete intensiv an Beziehungen zu denen »draußen«, schuf die sie umgebende oder auch die ihr jetzt ferne Welt literarisch um, um sie nicht nur ertragen, sondern in ihr leben zu können.³ An Hans Diefenbach malte sie kurz vor dessen Tod die Idylle einer Reise in die sommerliche Schweiz aus und schloss, umgeben von Gefängnismauern, mit den Worten: »Herrgott, wie schön ist die Welt und das Leben!« (GB 5: 189)

Das Wahr-Sprechen

In ihren Reden und Artikeln wiederholte Luxemburg immer wieder: »Wie Lassalle sagte, ist und bleibt die revolutionärste Tat, immer ›das laut zu sagen, was ist.« (GW 2: 36, siehe auch die Fußnote in GEW 7.2: 577 mit dem Quellennachweis bei Lassalle) Volker Caysa hat dies in das Zentrum der Lebenshaltung von Luxemburg gerückt. Dabei verwendet er den griechischen Begriff der Parrhesia, des Frei-über-Alles-Sprechen. Dieser Begriff entstand zuerst mit der antiken Polis-Demokratie und wurde von Michel Foucault in seinen Vorlesungen am Collège de France 1982 bis 1984 ausführlich diskutiert. Wie Caysa über Luxemburg schreibt: »Im Mittelpunkt ihrer politischen Lebens(kunst-)Philosophie steht eine Politik der Parrhesia, des offenen, freien, gefährlichen Wahrsprechens, des schutzlosen, nicht herrschaftsgeschützten (in diesem Sinne machtgestützten) Wahrheit-Heraussagens unter Inkaufnahme existenzieller Gefährdungen. Sie verkündet die Wahrheit, ohne sich von der Angst um die eigene Existenz lähmen zu lassen – rückhaltlos, auf eigene Rechnung, (fast) allein und auch, wenn es nicht anders geht, ohne den Rückhalt der Partei, der Gemeinschaft, der sie angehört.« (Caysa 2017: 14)

Dieses Wahr-Sprechen hatte bei Luxemburg verschiedene Dimensionen. *Erstens* ergab sich daraus die Forderung, politische Räume zu schaffen und zu erhalten, in denen die Freiheit des Anders-Denkenden als höchstes Gut

³ Ihre Freundin Luise Kautsky schrieb später über Luxemburg: »Wie sie, die große Lebenskünstlerin, es verstand, selbst dort in der strengen Haft ihr Dasein zu einem menschwürdigen zu gestalten, ja, wie sie es fertigbrachte, mehr Befriedigung, fast möchte man sagen, sogar ein größeres Maß von Glück aus diesem Dasein im Kerker zu schöpfen, als wir anderen in jenen schrecklichen Zeiten aus unserem Leben in der Freiheit, dafür legen ihre Briefe aus jenen Tagen ein beredtes Zeugnis ab.« (Kautsky 1929: 43f.)

geschützt wird. Als Sprechender sollte auch der Feind unangetastet bleiben. Nur in dem Raum des Frei-Sprechens könnten sich Selbstermächtigung und Selbstbestimmung entfalten. Demokratie war für sie deshalb keine Durchgangsstufe und die Diktatur des Proletariats sollte geprägt sein durch »eine freie, ungehemmte Presse, [...] ungehindertes Vereins- und Versammlungsleben«. Wie sonst, fragte sie, soll denn »Herrschaft breiter Volksmassen« (GW 4: 358) möglich sein?

Zweitens ist Luxemburgs Wahr-Sprechen nicht mit unverbindlichem Gerede zu verwechseln. Foucault hob in seinen Vorlesungen über die Parrhesia vor allem die existenzielle Selbstverpflichtung der Wahr-Sprechenden hervor: »Der Parrhesiastiker, der von der *parrhesia* Gebrauch macht, ist der wahrhaftige Mensch, d.h. derjenige, der den Mut besitzt, das Aussprechen der Wahrheit zu riskieren, und der dieses Aussprechen der Wahrheit in einem Bündnis mit sich selbst riskiert, und zwar gerade insofern er der Verkünder der Wahrheit ist.« (Foucault 2010: 94) Die Wahrheit liegt zunächst einmal in der oder dem Sprechenden selbst. Es sind in erster Linie Selbstaussagen, verbürgt durch das eigene Tun.

Luxemburgs Vermächtnis liegt vor allem darin, dass sie sich den Widersprüchen des Lebens als Sozialistin mit äußerster Konsequenz stellte, bis über den Punkt hinaus, wo Konsequenz zur größten Fahrlässigkeit wird und Tod bedeuten kann. Als der Staatsanwalt sie 1913 wegen möglicher Fluchtgefahr sofort in Gewahrsam nehmen wollte, rief sie am Ende ihrer Verteidigungsrede im Gerichtssaal aus: »Ein Sozialdemokrat flieht nicht. Er steht zu seinen Taten und lacht Ihrer Strafen. Und nun verurteilen Sie mich!« (GW 3: 406) Dieses Zu-den-eigenen-Worten-Stehen zeichnete sie aus. Sie war auch in dieser Hinsicht radikal. Und nur dies machte sie zu einer würdigen Wahr-Sprecherin. Die Wahrheit ihres Sprechens lag in der Wahrheit ihres Lebens. Das Wahr-Sprechen war vor allem ein Ausdruck der im eigenen Leben verbürgten Wahrheit. Sie hielt es mit der Offenbarung des Johannes: »Weil du aber lau bist und weder kalt noch warm, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde.« (Offenbarung 3: 16)

Drittens nimmt das Wahr-Sprechen den dadurch Angesprochenen in die Pflicht. Auch die anderen sollen nicht lau bleiben. Dies galt für sie politisch wie menschlich. So schrieb sie an Kostja Zetkin, sich auf ihre »Junius-Broschüre« vorbereitend: »Heute war ich im Opernhaus im Konzert, Beethovens Klavierkonzert war wunderschön. Während ich die Musik hörte, reifte in mir wieder der kalte Hass gegen das Menschenpack, unter dem ich leben muss. Ich fühle, jetzt muss über das, was vorgeht, ein Buch geschrieben werden, dass weder Mann noch Weib gelesen, auch nicht die ältesten Leute, ein Buch, das mit Keulenschlägen auf diese Herde einschläge.« (GB 5: 28) Sie wollte durch

das Wahr-Sprechen andere zum wahren Leben auffordern, ja sie dazu zwingen, mit sprachlicher Gewalt. Und dies galt auch in persönlichen Beziehungen. Ihr Anspruch an sich selbst und ihr Anspruch an die »Massen«, sich selbst aus eigener Kraft zu befreien und sich keine neuen Fesseln anlegen zu lassen, waren untrennbar. Eine gesellschaftliche Veränderung, die nicht zugleich lebensbereichernde solidarische Selbstveränderung ist, hat sie strikt abgelehnt.

Dieser Wahrheitsanspruch als Forderung an andere durchdrang auch ihre persönlichen Beziehungen. In einem Brief an Leo Jogiches, ihren Lebenspartner, vom 21. März 1895 kann man lesen:

»Ach, du Gold! Weißt Du, ich habe sehr grausame Absichten! Wirklich, ich habe mir hier unsere Beziehungen ein wenig durch den Kopf gehen lassen, und wenn ich zurückkehre, so nehme ich dich so scharf in die Klauen, dass Du quiekst, Du wirst sehen! Ich werde dich völlig terrorisieren. Du musst dich unterwerfen, musst Dich ergeben und beugen, das ist die Bedingung für unser weiteres Zusammenleben. Ich muss dich brechen, deine Hörner abschleifen, sonst halte ich es mit Dir nicht aus. Du bist ein schlechter Mensch, dessen bin ich mir jetzt so sicher, wie dass die Sonne am Himmel steht, nachdem ich über deine ganze seelische Physiognomie nachgedacht habe. Und ich ersticke diese Wut in Dir, so wahr ich lebe, solche Halme dürfen nicht ins Kraut schießen. Ich habe ein Recht, das zu tun, denn ich bin zehnmal besser als Du, und verdamme ganz bewusst diese stärkste Seite deines Charakters.« (GB 1: 56f.)

Viertens war das Wahr-Sprechen bei Rosa Luxemburg Erzeugung einer wahren Realität – wahrer Beziehungen, wahrer Lebensformen, wahrer Politik, und sei es als Vor-Schein, wie Ernst Bloch es nennt. Ihre Sprachpraxis verstand sich als gelebte Antizipation dessen, was möglich ist, was Wirklichkeit werden könnte, wenn Menschen in der Wahrheit leben. In ihrer Schrift »Zur russischen Revolution« formulierte sie gegen den entstehenden »Realsozialismus« bolschewistischer Prägung ihre Vision: »Das sozialistische Gesellschaftssystem soll und kann nur ein geschichtliches Produkt sein, geboren aus der eigenen Schule der Erfahrung, in der Stunde der Erfüllung, aus dem Werden der lebendigen Geschichte, die genau wie die organische Natur, deren Teil sie letzten Endes ist, die schöne Gepflogenheit hat, zusammen mit einem wirklichen gesellschaftlichen Bedürfnis stets auch die Mittel zu seiner Befriedigung, mit der Aufgabe zugleich die Lösung hervorzubringen.« (GW 4: 360) Dieser Sozialismus wäre eine Gesellschaft lebendigster Vielfalt.

Fünftens erfolgte Luxemburgs Wahr-Sprechen aus dem Marxismus heraus. Wie Peter Nettl betonte: »Sie wusste den Marxismus lebendig zu machen, wie

es weder Lenin noch Kautsky noch sonst einem Zeitgenossen gelang. [...] Sie war total, wo Lenin selektiv; praktisch, wo Kautsky formal; menschlich, wo Plechanow abstrakt war.« (Nettl 1967: 24) Ihr Denken »ist eine um die geschichtliche Erfahrung bereicherte Reflexion in ständiger Bewegung« (Löwy 2020: 40). Luxemburg hat die Widersprüche dieses Marxismus gelebt und setzte sie selbst in Bewegung, um die Selbstemanzipation der arbeitenden Klassen zu befördern. Für sie war er weder die reine Lehre noch der Orden der Überzeugten, weder formalisierte Ideologie noch bloßes politisches Instrument, sondern Lebenspraxis und einzig mögliche – revolutionäre – Realpolitik. Luxemburg sah sich damit konfrontiert, wie sie 1903 schrieb, dass sich »ein gewisser drückender Einfluss Marxens auf die theoretische Bewegungsfreiheit mancher seiner Schüler nicht leugnen« (GW 1.2: 364) ließe. Es gäbe eine »peinliche Angst, um beim Denken ja ›auf dem Boden des Marxismus‹ zu bleiben« (ebd.). Dies könne in »einzelnen Fällen für die Gedankenarbeit ebenso verhängnisvoll [...] sein wie das andere Extrem – die peinliche Bemühung, gerade durch die vollkommene Abstreifung der Marxschen Denkweise um jeden Preis die ›Selbständigkeit des eigenen Denkens‹ zu beweisen« (ebd.). Das wirft natürlich auch die Frage auf, ob im Rahmen des Marxismus – oder welches Marxismus – die von Luxemburg gelebten Widersprüche produktiv ausgehalten werden können.

Freiheit ist immer die Freiheit der Anderen

Gegen jeden Opportunismus gewandt, forderte Rosa Luxemburg, dass Freiheit, damit sie wirkliche Freiheit ist und nicht der verdeckte Zwang zur Anpassung, die Freiheit der Anderen als Andersseiende aktiv befördern müsse. In dieser Hinsicht nahm sie die modernen sozialen Bewegungen vorweg. Sie strebte nach einer lebendigen Welt, in der viele Welten Platz haben. Die Gleichheit in der Freiheit ist eine Gleichheit der Verschiedenen. Das Verhalten als freier Mensch, so verstand und praktizierte sie es, besteht genau darin, anderen die Möglichkeit zu geben, *als Andere frei* zu sein. Und bevor diese Freiheit ein Recht ist, ist sie ein Anspruch an eigenes Handeln, alle Verhältnisse von Ausbeutung und Unterdrückung – nicht zuletzt der Andersdenkenden – zu überwinden.

Es hat eben niemand Freiheit von Natur aus oder per Geburt. Die Würde des Menschen wie seine Freiheit sind antastbar und bedürfen des Schutzes. Niemand kann dauerhaft Rechte für sich durchsetzen, wenn er nicht so solidarisch ist, sie anderen zuzugestehen und tätig zu ermöglichen. Andernfalls werden er und sie zum Unterdrücker und Ausbeuter. Um selbst frei sein zu

können, muss man Freiheit vor allem geben, für andere erkämpfen und durchsetzen. Sonst ist sie nur geraubt oder gekauft.

Freiheit in Rosa Luxemburgs Verständnis ist unendlich weit vom marktliberalen Egoismus oder dem Selbstverwirklichungs-Kult entfernt. Freiheit, wie sie Rosa Luxemburg selbst als soziale Tugend praktizierte, war Kampf für die Freiheit der Anderen. Nicht jene Gesellschaft ist eine Gesellschaft von Freien, deren Bürgerinnen und Bürger sich nur gegen die eigene Unterdrückung wehren. Zu schnell, so lehrt die Erfahrung, sind sie dabei, andere zu unterdrücken, wenn Machtverhältnisse es erlauben und eigene Egoisten es als vorteilhaft erscheinen lassen. Nur jene Menschen sind wirklich frei, die sich gegen die Unterdrückung anderer auch dann wehren, wenn sie selbst von dieser Unterdrückung profitieren.

In Rosa Luxemburgs Verständnis ist Freiheit ein Verhalten, das Verhältnisse konstituiert, durch das anderen die Bedingungen von Freiheit zur Verfügung gestellt werden. Dies betrifft gleichermaßen die Frage grundlegender Freiheitsgüter wie den Abbau jener Privilegien, die nicht zur Überwindung von sozialer Ungleichheit beitragen. Dies aber ist ohne die grundlegende Veränderung der Eigentums- und Machtverhältnisse und die Überwindung von Profitdominanz über Wirtschaft und Gesellschaft unmöglich. Deshalb war sie Sozialistin.

Nur jene Gesellschaft ist frei zu nennen, in der jede und jeder Einzelne frei ist. Dies aber ist nur möglich, wenn die freie Entwicklung einer und eines jeden zur solidarischen Entwicklung aller beiträgt. Und nur Blindgläubige oder Zyniker können glauben, so Luxemburg, dass dies die »unsichtbaren« Hände des Marktes oder die »sichtbaren« Hände des Staates auch ohne unser Zutun besorgen würden. Dies genau hieße, bequem oder feige die Verantwortung für Freiheit an andere zu delegieren und damit unfrei zu werden. Politik war für Luxemburg in diesem Sinne immer widerständige Teilhabe an befreiender solidarischer Praxis.

Die Freiheit, Geld anzulegen, deren Bewegung zu einer totalitären Kapitalverwertung wird, die die Weltgesellschaft beherrscht und Reichtum wie Armut, Gesundheit und Krankheit, Bildung und Analphabetentum, Frieden und Krieg an gegensätzliche soziale Gruppen, Klassen, Völker und Erdteile verteilt, war für Rosa Luxemburg grausame Unterdrückung. Freiheit, die darin besteht, dass wenige Prozent der Weltbevölkerung die große Masse der globalen Ressourcen verbrauchen, hat sie als brutale Herrschaft gebrandmarkt. Die hochgerüstete »freiheitliche Weltordnung« war für sie militaristische Imperialpolitik. Die gegenwärtig neu durchgesetzte Freiheit, sich die genetischen Kodes und die Wissensbestände als privates Eigentum aneignen zu dürfen, hätte sie als verbrecherischen Raub geißelt. Die Vernichtung der biologischen Viel-

falt dieser Erde hätte sie, die mit jedem geschundenen Tier und jeder zertretenen Pflanze litt, als Barbarei verflucht.

Es gehört zu den hartnäckigsten Vorurteilen der liberalen Gesellschaften, Freiheit stünde im Gegensatz zu Gleichheit und Gerechtigkeit. Rosa Luxemburgs Verständnis von Freiheit hat Solidarität als Grundlage. Nur die, die anderen ein freies Leben ermöglichen, handeln gerecht. Ein solcher Begriff von Freiheit, der in der Solidarität gründet und auf Gleichheit in der Freiheit der Verschiedenen zielt, ist nicht nur außerordentlich kritisch gegenüber der Verwandlung von Freiheit in die Barbarei privilegierter Nutznießung sozialer Vorrechte, sondern gleichzeitig gegen alle gesellschaftlichen Strukturen und die sie garantierenden Herrschaftsverhältnisse gerichtet, die diese Barbarei erst ermöglichen. Das von ihr immer wieder gebrauchte Wort »Sozialismus oder Barbarei« könnte auch »Freiheit oder Barbarei« buchstabiert werden. Und der Satz »Freiheit oder Sozialismus« wäre für sie genauso widersinnig gewesen wie der Satz »Freiheit oder Freiheit«. Dieses Vermächtnis hinterlassen zu haben, dadurch mit ihrem Leben gezeugt zu haben, macht das Wunder der Rosa Luxemburg aus.